„Huhu, wie is et?“

Wenn Alteingesessene und Neubürger aus dem Rheinland in die Hauptstadt fahren, um ihre Abgeordnete zu besuchen, ist man sich nicht immer einig, aber Traurigkeit hat keine Chance. Eine Reise ins Herz der Demokratie.

Von Roman Deininger, Süddeutsche Zeitung, 09.08.2025

Es ist womöglich etwas tollkühn, eine Reise, die das Verhältnis von Bürger und Staat ergründen soll, mit der Deutschen Bahn zu beginnen. Wenn der Bürger ein Beispiel dafür braucht, was der Staat alles nicht auf die Reihe bekommt, dann – und leider nur dann – ist die Bahn für ihn da. Anderseits: Selbst in der Führungsnation des Schienenersatzverkehrs waren in der ersten Jahreshälfte 63,4 Prozent der Fernzüge pünktlich. Warum also sollte man an diesem wolkenverhangenen Julisonntag nicht genau so einen Top-Performer von Zug erwischen?

Die Gruppe Moll hat den ICE in Köln bestiegen, im entspannenden Bewusstsein, dass eine handelsübliche Signal- oder Weichenstörung allenfalls den ersten Programmpunkt in Berlin gefährden würde („Stadtrundfahrt, an politischen Gesichtspunkten orientiert“), aber eher nicht den unverzichtbaren zweiten („Abendessen“). Dieser Gleichmut wird nun allerdings einer schweren Prüfung unterzogen, und zwar in Stendal Hauptbahnhof, wo der eh schon eineinhalb Stunden verspätete Zug auf unbestimmte Zeit zum Stehen gekommen ist.

Man kennt die Reisegenossen aus der Gruppe Moll in diesem Augenblick noch kaum, man weiß nur, dass sie aus Aachen und der Eifel stammen. Einige leibhaftige Genossen werden wohl dabei sein, weil ja die Bundestagsabgeordnete Claudia Moll von der SPD zu diesem Bildungstrip eingeladen hat. Als „Bundestagsabgeordnete“ ist Moll freilich völlig unzureichend beschrieben, sie ist mehr so eine rheinische Naturgewalt, die nach denkwürdigen Auftritten in der „Heute-Show“ Bewunderer in ganz

Deutschland hat. Dass eine solche Frau auch ein paar Schaulustige aus der Wählerschaft von CDU und Grünen anlockt, eigentlich logisch.

Wer die politische Mitte dieses Landes sucht, der hat sie in ICE 857, Wagen 33 gefunden. Die zentrale Aufgabe der Mitte in diesen Tagen ist es ja, einfach nur zu halten, das würde wahrscheinlich schon genügen, um den Ansturm der Rechtspopulisten abzuwehren. Aber Konservative und Linke zeigen oft mehr Faible für Verletzungen als für Kompromisse. Gerade mal zwei Tage vor Ankunft der Gruppe Moll in Berlin ist die schwarz-rote Koalition im erbitterten Streit über die Richterwahlen in die Sommerpause gegangen.

Der Gesprächstermin mit Claudia Moll im Bundestag ist so etwas wie das Herzstück des dreitägigen Besuchsprogramms in der Hauptstadt. „Heißes Herz und klare Kante“, das hat Franz Müntefering seiner Sozialdemokratie einst verordnet, und wenn irgendwer Münteferings durchaus überparteilich gültigen Ratschlag heute noch mit Leben füllt, dann ja wohl dieses exotische Exemplar einer Politikerin, die vor ihrer Wahl in den Bundestag Treppenhäuser und Seniorenhintern gewischt hat.

Doch vor Berlin und dem Gipfel mit Claudia Moll liegt Stendal. Die Weiterfahrt ist derart ungewiss, dass sich die Passagiere auf dem Bahnsteig die Füße vertreten dürfen. Wie jeder Bahnfahrer weiß, ist fürs Seelenheil des Passagiers niemals die Unzulänglichkeit der Bahn entscheidend, sondern immer der eigene Umgang damit. Und was macht die Gruppe Moll?

Sie reicht sich die Hände, dreht die Musik auf und tanzt auf dem Bahnsteig ausgelassen im Kreis. Es dauert nicht lange, da tanzen wildfremde Menschen mit. Gut, es ist nur ein bestimmter Teil der Gruppe, der den Kreis bildet, jener mit besonders heißen Herzen, und es ist ein türkisches Volkslied, das sie da singen. „Es wäre schön, wenn Frieden wäre“, heißt der Refrain auf Deutsch, und sicher: Es wäre auch schön, wenn der Zug weiterführe, aber so sind die Zeiten in Deutschland und der Welt, dass die Bahn zweifellos nicht unser größtes Problem darstellt.

Die Tänzerinnen, bis auf zwei agile Jungs alles Frauen, gehören dem Aachener Integrationsverein „Türöffner“ an, sie tragen T-Shirts in einem grellen Grünton, der „Robert Habeck“ heißen könnte – ganz hübsch und dennoch für manche Betrachter

unerträglich. Die Shirts haben am Rücken einen Slogan: „Damit Herkunft die Zukunft positiv bestimmt“. Auf einem Bahnsteig in Stendal darf man so was anziehen, in Berlin, wie sich zeigen wird, nicht überall.

Die Gruppe Moll, 49 Leute vom Teenager bis zum Rentner, hat zwei große Untergruppen, es bringt nichts, die Sache anders zu umschreiben als so: Da sind die Teilnehmer mit Migrationshintergrund und die ohne. Entlang dieser Linie sitzen sie im Zug zusammen, im Bus, bei Tisch. Die Gruppe Moll versammelt zwei Blicke auf ein Land, zwei Erfahrungen mit einem Staat. Es ist sofort sichtbar, was sie trennt. Aber was sie vereint, ist dann umso verblüffender.

Der Zug setzt sich schneller als befürchtet wieder in Bewegung, doch das Abendessen ist immer noch in Gefahr. Die Stimmung in Wagen 33 ist trotzdem prächtig. „Was wäre denn die Alternative?“, fragt ein älterer Herr. „Dann müssten wir ja alle in Traurigkeit verfallen.“ Dass die Traurigkeit keine Chance hat, ist spätestens klar, als eine unbeteiligte Passagierin die Gruppe Moll in formvollendeter Höflichkeit zur Ordnung rufen muss: „Es freut mich, dass Sie die Reise so unterhaltsam finden. Aber geht es vielleicht ein bisschen leiser?“ Die Bildungsreisenden stoßen dann erst mal sehr herzlich auf die Dame an.

Das gibt doch Hoffnung für diese drei Tage in Berlin: Man reist mit Menschen, die wegen eines mittelgroßen Bahndesasters nicht gleich an Deutschland verzweifeln.

Dass andere das tun, lässt eine Zahl erahnen, die das Meinungsforschungsinstitut Forsa im Sommer 2024 erhoben hat: 70 Prozent der befragten Bürgerinnen und Bürger erklärten, der Staat sei überfordert und nicht mehr in der Lage, seine wichtigsten Aufgaben zu erfüllen, etwa bei der inneren Sicherheit. Unter AfD-Anhängern waren es 90 Prozent.

Es fehlt ja auch wirklich überall an irgendwas, an Kitaplätzen, an Lehrern, an bezahlbaren Wohnungen, an Mitteln zur Sanierung einer maroden Brücke oder schimmelnden Turnhalle. Und das, obwohl der Staat ja auch ganz gut im Nehmen ist: Der 13. Juli, der Anreisetag der Gruppe Moll, ist in diesem Jahr nach Angaben des Bundes der Steuerzahler jener Tag, bis zu dem die Bürger für die Staatskasse arbeiten.

Ein durchschnittlicher Arbeitnehmerhaushalt, so die Rechnung, müsse 2025 rund 52 Prozent seines Einkommens abgeben.

Es wächst eine Sorge: Dass mit dem Vertrauen in die bloße Funktionsfähigkeit des Staates auch das grundsätzliche Vertrauen in die Demokratie schwinden könnte. Die Nerven liegen bei vielen ja ohnehin schon blank. Die Pandemie, der russische Krieg gegen die Ukraine, die Wiederkehr Donald Trumps, die Wirtschaftskrise, das unwürdige Ende der Ampel, die Lage in Gaza – die Erschütterungen der vergangenen Jahre haben sich zu einem permanenten Beben verbunden.

Die Forsa-Umfrage hat sich auch dem Leumund verschiedener Berufsgruppen gewidmet, staatlicherseits war die Bilanz dezidiert gemischt. 81 Prozent der Befragten billigten den Polizistinnen und Polizisten ein hohes Ansehen zu, die Richter kamen auf 70 Prozent. Das Problem der Leute mit dem Staat muss folglich woanders liegen, und hui, siehe da: 14 Prozent waren es bei den Politikern, den ewigen Kellerkindern solcher Umfragen. Immerhin konnten sie sich diesmal rühmen, die Versicherungsvertreter auf Abstand gehalten zu haben (sechs Prozent).

Die Idee des Bundespresseamts (BPA), mit Informationsfahrten nach Berlin geneigten Bürgern Staat und Politik nahezubringen, und das auch noch praktisch für lau – das ist also keinesfalls eine schlechte. Jedes der 630 Mitglieder des Bundestags darf im Jahr 100 Interessierte einladen. Zählt man Studierende, Soldaten und andere dazu, erleben jährlich bis zu 100 000 Menschen die Hauptstadt mit dem Staats-Studiosus BPA: politische Orte, historische Stätten, eine Sprechstunde mit einem Abgeordneten. Und am Schluss hat der Bürger den Staat, idealerweise aber auch der Staat den Bürger ein bisschen besser kennengelernt.

Am Berliner Hauptbahnhof wartet die Reiseleiterin mit einem sympathisch windigen BPA-Schild auf ihre Gäste, Blatt Papier in Klarsichtfolie. Sie hat hervorragende Nachrichten: Der Anschluss zum Abendessen wird erreicht. Das lockere Ankommen ist so ziemlich die einzige Ruhephase, die das BPA den Teilnehmern gönnt, es muss schließlich unbedingt der Eindruck vermieden werden, man wäre bloß zum Vergnügen hier. Im Bus verschafft sich die Reiseleiterin erst mal mit der Bekanntgabe der Grundregeln Respekt: Wer zu spät kommt, kriegt ihr Mikro in die Hand und muss singen, Wiederholungstäter müssen tanzen. Die Disziplin der Gruppe Moll ist dann über

volle drei Tage makellos. Dabei sind manche Mitglieder doch sogar bekannt für öffentliche Tanzeinlagen.

Natürlich gehört es zu einem ehrlichen Gesamtbild, dass die aufklärungsbedürftigsten Querdenker wohl eher keine Infofahrt des BPA buchen. Im Gegenteil ist bereits nach fünf Busminuten klar, dass die Gruppe Moll mit einigen veritablen Infofahrt-Routiniers bestückt ist. Die Reiseleiterin hat eben darauf hingewiesen, dass „wir links das Paul-Löbe-Haus sehen“, das zum Bundestag gehöre, „Paul Löbe war …“ – und genau hier rufen jetzt mehrere Mitfahrer mehr oder minder wörtlich dazwischen: „…Präsident des Reichstags in Weimar und später Mitglied des Bundestags“.

Die Reiseleiterin hat einen Ehrennamen für diese Kenner der Materie, „Schlaufüchse“, und wenn man einen Rudelführer der Schlaufüchse benennen müsste, dann wäre das Hermann Mertens. An Mertens sind zwei weitere Dinge gleich augenfällig. Erstens seine für einen Mann aus der Eifel originelle Liebe zum TSV 1860 München, er trägt das Löwen-Wappen auf seinem Handy herum und hat sein Wohnmobil „Rudi Brunnenmeier“ genannt. Rudi Brunnenmeier war nie Mitglied des Bundestags, sehr wohl aber Mitglied der Meister-Löwen von 1966. Zweitens spürt man den stillen Respekt, mit dem weite Teile der Gruppe Mertens begegnen.

Mertens, Anfang siebzig, ist ein gutes Beispiel dafür, dass der Bürger und der Staat manchmal gar nicht so leicht auseinanderzuhalten sind. Der Bürger Mertens war der Staat, wenigstens bis zu seiner Pensionierung, wenigstens im malerischen Eifel-Städtchen Monschau. 49 Jahre lang hat er in verschiedenen Positionen für die Stadt gearbeitet, zuletzt war er der Allgemeine Vertreter, in Nordrhein-Westfalen ist das so etwas wie der amtlich bestellte Vizebürgermeister.

„Man kann nicht immer alle glücklich machen“, das ist Hermann Mertens Lehre aus diesen 49 Jahren, „aber man kann es versuchen.“ Er ist bei der CDU, ein stolzer Christdemokrat, doch der Glücksfall der Kommunalpolitik sei es ja, „dass man oft gar nicht merkt, wer welches Parteibuch hat“. Das sei hier in Berlin leider anders, sagt er. „Die müssen es mal wieder schaffen, sich nicht bei der ersten Gelegenheit zu verkanten.“

Wenn man durch die Busfenster das Regierungsviertel im Abendlicht eines Sommertags betrachtet, könnte man beinahe vergessen, dass diese Legislaturperiode vielen als „letzte Chance“ der politischen Mitte gilt.

Lang ist es her, dass die Berliner Republik ein gleißendes Versprechen von Aufbruch und Zukunft war. Und tatsächlich hat sich hier immerhin die Bühne der Politik imposant entwickelt, selbst wenn das darauf gegebene Schauspiel mal traurig ausfällt. So viel gestehen sogar jene Gäste aus NRW zu, die den größeren Teil ihres Lebens ganz hervorragend mit der Hauptstadt Bonn gelebt haben.

Die Quellen demokratischer Erhabenheit sind indes limitiert, auch auf der inneren Landkarte der Gruppe Moll ist da vor allem das Reichstagsgebäude verzeichnet. Die anderen Liegenschaften des Bundestags beeindrucken allein durch Größe und futuristische Architektur. Ähnlich verhält es sich mit dem Bundeskanzleramt, das im Bus nur einen Bruchteil des Fotoreflexes des Reichstagsgebäudes auslöst. Die Berliner nennen das Kanzleramt „Elefanten-Waschmaschine“, informiert die Reiseleiterin. All die Berliner, die diesen und andere eigentümliche Kosenamen angeblich ständig benutzen, würde man übrigens ganz gern mal kennenlernen.

Der brenzligste Moment des ersten Tags steht der Reiseleiterin, einer Frau von formidabler Gelassenheit, dann noch bevor: Sie muss das Aussteigen ihrer Gruppe aus dem Bus vor dem Hotel dirigieren, ohne allzu viele Mitglieder an wild heranrasende Scooter-Fahrer zu verlieren. Wenn Provinz heißt, ohne Lebensgefahr eine Straße überqueren zu können, dann ist die Gruppe Moll gern Provinz.

Die Beziehung, die offenbar viele Besucher aus dem Rest der Republik zu Berlin als Stadt pflegen, weist Analogien zur Beziehung von Bürger und Staat auf: Es gibt Phasen echter Begeisterung, aber auch des kompletten Unverständnisses. Zum Beispiel wenn der Bus der Gruppe Moll am Morgen fünf Ampelphasen braucht, um eine einzige Ampel zu überqueren. Den Rest gibt vielen Überzeugungs-Eifelern dann ein fun fact, das die Reiseleiterin auf Höhe des Zoologischen Gartens mitteilt: „Das Elefantentor führt zu den Löwen. Beim Löwentor wohnen die Elefanten.“ Große Einigkeit im Bus, dass man eine tendenziell logische Ordnung der Dinge in der Eifel lieber beibehält.

Beim Frühstück im Hotel Großer Kurfürst hatte sich bereits in aller Früh eine lebhafte Diskussion entsponnen. Es ging um die Frage, ob man mit kurzen Hosen in den ehrwürdigen Bundestag darf.

Als Besucher schon, fanden die meisten, und einer der wenigen jungen Menschen in der Gruppe beschloss, die Sache einfach mal auszuprobieren. In einem waren sich jedenfalls alle einig: Dass Claudia Moll persönlich keinen Anstoß an kurzen Hosen nehmen würde.

Acht Jahre sitzt Moll jetzt im Parlament, und man kann sagen, dass sie eine gewisse innere Distanz zum politischen Betrieb gewahrt und eine äußere womöglich auch kultiviert hat. Mal eben vorgespult zum Gesprächstermin mit ihren Gästen im Bundestag am Montagnachmittag. Moll sagt: „Ich bin froh, dass ich 15 Jahre in der Psychiatrie gearbeitet habe, das hilft mir hier ungemein."

Molls Lebensweg ist keiner, der für gewöhnlich in den Bundestag führt, eher fast zwangsläufig daran vorbei. Sie kommt aus der Kohlestadt Eschweiler, der Vater malochte in der Bleihütte, die Mutter war Putzfrau. Die junge Claudia Moll saß im Supermarkt an der Kasse und stand in der Pommesbude an der Theke, bevor sie Altenpflegerin wurde. Beim Gespräch im Bundestag wird sie sagen: „Ich weiß, wie das ist, wenn du an dem Scheiß-Bankautomaten stehst und dann bekommst du die Ansage: Auszahlung nicht möglich."

Damit ihre zwei Töchter möglichst wenig von all dem bemerkten, ging sie über Jahre vor der Schicht im Altenheim noch putzen. Mit „Work-Life-Dingsda" braucht Moll deshalb niemand kommen. 27 Jahre lang arbeitete sie in der Pflege, bis sie 2017 in den Bundestag gewählt wurde, Wahlkreis Aachen II. Niemand hatte daran geglaubt, so richtig nicht mal sie selbst, dann bekam sie 730 Stimmen mehr als der CDU-Bewerber. Den Bundestag kannte sie vorher nur von einer, jawohl, Infofahrt.

2021 hat sie das Direktmandat knapp verteidigt, 2025 war sie die vorletzte Kandidatin, die über die Liste der NRW-SPD einzog, die erlösende Nachricht kam in der Wahlnacht um vier Uhr früh. Einer aus ihrer Reisegruppe sagt: „Ein gutes Pferd springt nur so hoch, wie es muss."

Das politische Berlin hat Moll erst mal schwer an „Raumschiff Enterprise“ erinnert, aber sie hat sich behauptet in dieser aus Eschweiler Sicht fremden Galaxie, die vorwiegend von Juristen und Beamten bevölkert wird. Es habe Momente gegeben, erzählt sie, da sei ihr zum Heulen zumute gewesen, und einmal habe sie das auch getan. Sie findet jedoch, dass sich ihr Einsatz gelohnt habe, in der Pflege werde jetzt besser und nach Tarif bezahlt.

Viele Mitglieder der Gruppe Moll teilen mit der Namensgeberin den Dialekt, eine besonders muntere Spielart des „Öcher Platt“. Die „Öcher“ sind die Aachener, klingen aber für ungeübte Ohren wie die Niederländer, nicht völlig grundlos hat das ZDF Moll mal untertitelt. Der Bus passiert nun das Willy-Brandt-Haus, das aber nicht mal bei den Sozis aus der Eifel warme Gefühle auslöst. Auch Bundesrat oder Bundesfinanzministerium werden nur geschäftsmäßig zur Kenntnis genommen. Plötzlich doch eine Eruption von Neugier: Handykameras im Anschlag, Nasen platt an der Scheibe. Die Reiseleiterin hat gesagt: „Da drüben sehen Sie den Lieblingssupermarkt von Angela Merkel.“

Den zweiten starken Pegelausschlag dieser Stadtrundfahrt registrieren die Seismografen auf Höhe von Schloss Bellevue, dem Amtssitz des Bundespräsidenten. Tolle Sache, auch wenn der Grund für Frank-Walter Steinmeier ernüchternd sein könnte. „Da hat der Hape Kerkeling sich als Königin Beatrix verkleidet“, ruft einer aus der Gruppe. 1991 war das, praktisch alle Businsassen, die über vierzig Jahre alt sind, hängen jetzt in Erinnerung an Hape im Majestätskostüm japsend in den Sitzen. Die Jüngeren beobachten die Szene mit vollkommener Ratlosigkeit.

Zugleich beweist die Gruppe Moll an dieser Stelle exzellentes Timing. Exakt in dem Moment, in dem sich auf der rechten Seite des Busses der Blick aufs Schloss öffnet, spazieren da draußen die Mitglieder der „Initiative für einen handlungsfähigen Staat“ auf den Eingang zu. Sie wollen Steinmeier ihre Empfehlungen für Reformen überreichen, man kann das später alles nachlesen: Der Staat müsse bürgernäher werden, schneller und effizienter, sämtliche Sozialleistungen solle es über eine zentrale digitale Plattform geben.

Der Bürger, mahnt Kommissionsmitglied Thomas de Maizière, dürfe den Staat aber bitte auch nicht mit einem „Pizza-Service“ verwechseln. Die Indizien, dass die

Pizza-Gefahr in der Gruppe Moll nicht sehr ausgeprägt ist, verdichten sich beim Mittagessen.

Das Bundespresseamt lässt einem indischen Dinner am Vorabend gleich noch einen indischen Lunch folgen. In der Gruppe setzt sich die Auffassung durch, der Indien-Schwerpunkt sei unerklärlich, aber auch lecker. Der Reporter hat einen Platz inmitten von fröhlichen Studienreisenden gefunden, die wie Moll aus Eschweiler stammen. Völlig unvermittelt sagt einer von ihnen: „Heute ist es genau vier Jahre her." Der 14. Juli 2021, das war der Tag, an dem die große Flut über ihre kleine Stadt hereinbrach.

Vor allem Geschäftsleute sitzen am Tisch, ein Ehepaar betreibt in Eschweiler einen Laden für Lederwaren. Der Laden ist im Hochwasser untergegangen, ein gutes Jahr später haben sie ihn wiedereröffnet. Auf keinen Fall wolle er undankbar klingen, sagt der Chef, das tut er auch nicht. Der Staat habe viel getan nach der Flut, Stadt, Land und Bund, „aber die Bürokratie ist erdrückend".

Bald türmen sich die Beispiele am Tisch. Warum hätten die Behörden darauf bestanden, dass der Hilfsantrag online gestellt wird, wenn es nach der Katastrophe schlicht kein Netz und kein Wlan gab? Warum bekomme man Fördergeld nur für den Kauf einer Heizung, aber nicht fürs Leasing? Nichts gegen Denkmalschutz, aber warum müsse man bei einem Bauprojekt so viele Monate auf die Prüfung warten? Der Staat, findet die Abordnung aus Eschweiler, könne seinen Leistungsträgern ruhig ein bisschen mehr Vertrauen schenken.

Die Gruppe Moll tut viel dafür in diesen drei Tagen, nicht vollends in Nachdenklichkeit zu versinken. Das gelingt mustergültig, als die Reiseleiterin im Bus die Vorbeifahrt an der Landesvertretung Nordrhein-Westfalens ankündigt und einige Teilnehmer sich doch sehr darüber wundern, was ihr Ministerpräsident Hendrik Wüst mit dem ganzen Fassadengold und den orientalischen Ornamenten will. Die Reiseleiterin kann die Situation gerade noch entschärfen: „Das ist die Botschaft der Vereinigten Arabischen Emirate, NRW ist daneben."

Eine ganze Weile führt die Infofahrt jedoch einen dunklen Abgrund entlang, an mehreren Stationen wird der Narben und bisweilen auch der offenen Wunden gedacht,

die totalitäre Systeme auf deutschem Boden hinterlassen haben. Der Historiker, der durch die Gedenkstätte Deutscher Widerstand führt, teilt eine Beobachtung: Die Jugendlichen von heute kämen auf Berlin-Besuch schon mal durcheinander. Stasi, Gestapo, wer war wer?

Die Gruppe Moll sieht alles, was ein Staat seinen Bürgern antun kann. Sie lugt in die beklemmend engen Zellen des ehemaligen Stasi-Knasts in Hohenschönhausen, sie stellt sich in Kreuzberg den Fotos von Nazi-Gräueln, wo Gestapo und SS einst ihre Hauptquartiere hatten. Und irgendwann verschwindet sie im weiten Stelenfeld des Holocaust-Mahnmals.

Jeder ist dort auf seine Art betroffen. Die Unterhaltung einiger Bio-Rheinländer aus der Gruppe Moll dreht sich um die absolute Singularität des Holocaust. Zwanzig Meter weiter sagt eine Mitfahrerin türkischer Herkunft mit feuchten Augen, das sei ein schrecklicher Völkermord gewesen – „und heute haben wir das wieder in Gaza“.

Ein Staatswesen besteht aus mehr als seinen Institutionen, ein Staatswesen ist immer auch die Summe der Werte und Erfahrungen seiner Gesellschaft. Und diese Gesellschaft hat ganz offensichtlich noch einiges zu besprechen.

Mitten im Stelenfeld steht Pelin Yiğit, die Co-Vorsitzende des Vereins „Türöffner“, eine Frau, die auch dann aus der Menge heraussticht, wenn sie gerade kein grellgrünes T-Shirt trägt. Die Rechtsextremen der Gegenwart seien auf dem Sprung, sagt Yiğit. „Ich will nicht warten, bis wir wieder ein Denkmal brauchen. Ich will jetzt eine Lösung. Ich habe Angst um unsere Kinder.“ Yiğit deutet den Gang hinunter, die Stelen werden höher und höher. „So weit ist es schon gekommen“, der Steinblock neben ihr geht ihr bis unters Kinn. „Noch ein paar Schritte weiter, dann wird es dunkel.“

Mit Pelin Yiğit kann man Deutsch reden oder Türkisch, am liebsten ist ihr jedoch „die Sprache des Herzens“, an deren verbindende Kraft sie glaubt. Im Stelenfeld ist das naturgemäß nicht so rübergekommen, aber Yiğit ist eigentlich eine strahlende Optimistin, eines von neun Kindern einer ostanatolischen Großfamilie, die sich ein ganz erstaunliches deutsches Leben aufgebaut hat, als Sozialarbeiterin und zweifache Mutter – und nun anderen Menschen mit Migrationshintergrund dabei hilft, es ihr gleichzutun.

Nach Berlin ist zum Beispiel eine Mutter mehrerer Kinder mitgekommen, die dank „Türöffner“ im Alter von 40 Jahren endlich eine Ausbildung machen konnte und jetzt zum ersten Mal im Leben eigenes Geld verdient. Oder eine junge Frau, die noch als Teenagerin kein Wort Deutsch sprach und jetzt studiert. Es ist stellenweise schwer, sich über die Arbeit des Vereins berichten zu lassen, ohne mitten im Bus vor Rührung loszuheulen. All das, sagt Yiğit, sei nur möglich, wenn privates Engagement auf staatliche Förderung treffe. „Wir haben die Zugänge, der Staat hat das Geld.“

Yiğit, Anfang fünfzig, kommt aus Würselen, der Nachbarstadt von Aachen, die als Heimat von Martin Schulz sehr temporären Ruhm erlangt hat. Wenn es einen Schlüssel zur Integration gäbe, sagt Yiğit, dann sei das, Alt-Würselen und Neu-Würselen zusammenzubringen, die Mehrheitsgesellschaft und die Minderheiten. Deshalb läuft sie mit ihren Leuten neuerdings auch beim Karnevalsumzug mit. „Karneval war immer geschlossene Gesellschaft“, sagt sie, und es sei auch nicht gerade leicht, jemand aus Syrien, Afghanistan oder Iran zu erklären, was genau ein Tanzmariechen ist. „Aber jetzt kennt man sich und grüßt sich auf der Straße.“ Praktisch auch: „Der Karnevalsprinz ist oft der mit der Baufirma und den Jobs.“

Wer neu sei in Würselen und in Deutschland, der kenne die hiesigen Regeln und die kulturellen Codes nicht, die Traditionen und die Geschichte. Deutschland ein bisschen besser verstehen, sagt Pelin Yiğit, genau das sei auch der Plan auf dieser Berlin-Reise.

Eine Hardcore-Gelegenheit dazu bietet am dritten Tag das Mittagessen in einer Gaststätte, die den Namen „Rustikal“ vollauf verdient. Ein Ochsengeschirr hängt von der Decke, es gibt Champignon- oder Paprikaschnitzel. Ohne Triggerwarnung sei festgehalten, dass in der Eifel das Paprikaschnitzel auch für einige der nettesten Menschen weiterhin das Zigeunerschnitzel ist. Kurze Irritation am „Türöffner“-Tisch, dann Konzilianz: „Hauptsache, es schmeckt.“

In der Gedenkstätte Deutscher Widerstand ist die Gruppe Moll in Ergriffenheit vereint. Hier, im Innenhof des Bendlerblocks, wurden 1944 Claus Graf Schenk von Stauffenberg und mehrere Mitverschwörer des 20. Juli an die Wand gestellt und erschossen. Die Schlaufüchse aus der Eifel kennen diese und andere Geschichten von

Widerstand und Opfermut natürlich, Georg Elser, die „Rote Kapelle“. Manchen aus der „Türöffner“-Delegation sind sie völlig neu.

„Das nehmen unsere Leute mit“, sagt Pelin Yiğit. „Freiheit ist nicht selbstverständlich“, damals wie heute. Und für viele sei übrigens auch diese ganze Reise nicht selbstverständlich: ins Parlament eingeladen zu sein, eine Abgeordnete zu treffen, Fragen stellen zu können. Eine junge Frau mit türkischen Wurzeln sagt: „Es ist aufregend, man sieht das im Fernsehen und jetzt ist man hier.“

Eine erfahrene Reiseleiterin weiß, dass der Mensch, selbst der Schlaufuchs, auch mal Ablenkung braucht. Im Bus weist sie einmal auf den „legendären“ Techno-Club Berghain hin, der indes kürzlich aus den Top Ten der weltbesten Tanzlokale gefallen sei. Auf jeden Fall ist das Berghain einer der wenigen Orte in Berlin, zu denen das Bundespresseamt seinen Gästen offenbar keinen Zugang besorgen kann. Die Gruppe Moll nimmt es souverän, ein Mitfahrer sagt: „Ohne Top Ten ist das eh uninteressant.“

Im Lauf der Reise entwickelt sich im Bus ein recht charmanter rheinisch-türkischer Fusion-Humor, und wenn man sich nicht sehr täuscht, sprießt langsam auch die Zugewandtheit. Das liegt auch daran, dass der „Türöffner“ nicht der einzige gemeinnützige Verein ist, dessen Mitglieder den Bus füllen. In der Lobby des Hotels Großer Kurfürst hat sich der Vorsitzende Jochen Leyendecker Zeit genommen, das Wirken der „Zukunftswerkstatt Kalterherberg“ vorzustellen. Man sitzt nun dem engagierten Bürger Leyendecker gegenüber; wenn es die Situation erforderte, könnte man es aber auch mit dem Polizeibeamten Leyendecker zu tun bekommen.

Kalterherberg, das bloß für die Uneingeweihten, ist ein Dorf, das zur Stadt Monschau gehört und gerade so noch nicht zu Belgien. Es ist ein gutes Jahrzehnt her, da lag Kalterherberg nicht nur an der Grenze, sondern auch am Boden. Von ehedem sieben Gaststätten hatten sieben zugemacht, handgezählt 36 Häuser standen leer, und dann schloss auch noch die Schule. Aus Kalterherberg hätte einer dieser abgehängten Orte werden können, in denen der Frust die Leute zur AfD treibt.

Das mit der Schule habe sich wie ein Ende angefühlt, sagt Leyendecker, aber es ist dann ein Anfang geworden. Er klingt jetzt fast ein wenig amerikanisch: „Da haben wir gemerkt, wir müssen selber was für uns tun.“ Also haben sie 2014 die

„Zukunftswerkstatt“ gegründet, inzwischen machen 200 von 2000 Kalterherbergern dort mit. Dutzende Projekte haben sie gemeinsam realisiert, und nimmt man die Belegfotos, die wechselnde Lokalpatrioten dem Reporter zeigen, blitzt und funkelt nun alles in Kalterherberg: die Hinweistafeln für die Touristen, der Waldparcours für die Kinder, das Wartehäuschen für den Bus, der Infobildschirm am Dorfplatz.

Kalterherberg, sagt Leyendecker, 52, sei heute kein Dorf mehr, aus dem die Leute wegzögen. Sie zögen hin. Die Lorbeeren für diese Trendwende teilt er gerecht auf: Klar, da seien „200 Bürger, die anpacken, unzählige freiwillige Arbeitsstunden, das ist die Grundlage“. Da seien aber auch großzügige Sponsoren – und natürlich sei da der Staat, der auf allen Ebenen helfe. „Man muss nur wissen, wie man das nutzen kann.“ Als die Gruppe Moll sich im Europäischen Haus unter den Linden auf Parlamentssesseln vom Verzehr ausgezeichneter Paprika- und Zigeunerschnitzel erholt, erläutert Leyendecker versiert, wie so ein Antragsverfahren für das EU-Förderprogramm Leader läuft („zwei Ordner voll Unterlagen pro Ausschreibung“).

Der Bürger und der Staat: Sie können manchmal nicht miteinander, aber ohneeinander können sie auch nicht. Die Trauerhalle auf dem Dorffriedhof in Kalterherberg illustriert diese Beziehung besonders hübsch. Die Miete für die Trauerhalle war teuer geworden, 350 Euro verlangte die Gemeinde für eine Beisetzung, das konnten sich manche im Ort nicht mehr leisten. Die Halle gehört der Gemeinde auch weiterhin, aber den Betrieb hat 2020 die Zukunftswerkstatt übernommen. Der neue Beisetzungstarif: 50 Euro. Die Vereinsmitglieder streichen die Wände, putzen die Fenster, dekorieren den Raum. Jochen Leyendecker sagt: „Die Toten sollen schon in Kalterherberg bleiben können.“

Unter den Lebenden ist noch die Frage offen, ob sie den Bundestag in kurzen Hosen besuchen können. An den Sicherheitskontrollen sind die kurzen Hosen dann nicht das Problem. Das Problem sind die grünen T-Shirts der „Türöffner“-Truppe. Zwei Mitarbeiterinnen des Bundestags studieren die Rückseite eines Probeexemplars mit einer Ausdauer, als ständen da nicht die sechs Worte „Damit Herkunft die Zukunft positiv bestimmt“, sondern mehrere Bände von Uwe Johnsons „Jahrestagen“. Ergebnis: Meinungsbekundungen sind im Bundestag ungeachtet ihres Inhalts untersagt. Aber wie

das den Zeiten angemessen ist, findet sich ein Kompromiss: Beim Foto unter der Kuppel ist das Shirt okay.

Auf der Besuchertribüne bekommt die Gruppe Moll zwar keine Debatte zu sehen, Sommerpause, aber dafür einen kurzweiligen Vortrag über die Arbeit des Parlaments zu hören. Wer sich nur ein Sekündchen der Erschöpfung ergibt, wird von der Referentin mit gütiger Strenge ermahnt („Könnt ihr euch mal rühren?“). Im Gegenzug lobt sie auch mal kluge Fragen, die ihr natürlich von diversen Schlaufüchsen in hoher Frequenz zugeworfen werden.

Warum man im Fernsehen häufig nur so wenige Abgeordnete im Saal sehe, will einer wissen. „90 Prozent der Arbeit“, antwortet die Referentin, „finden außerhalb des Saals statt“, in den Ausschüssen oder einfach am Schreibtisch. Während sich das Ansehen der Abgeordneten durch diese Info spürbar verbessert, geht der Ruf von Bundestagsstenografen kurz darauf durch die Decke. Der Bundestag habe nämlich den schnellsten Stenodienst der Welt, sagt die Referentin, 400 Silben pro Minute, seine Mitarbeiter könnten Namen und Bilder aller 630 Abgeordneten auswendig. „Boah“, entfährt es einem Besucher.

Die Referentin erwähnt dann noch betont nüchtern, dass die AfD jetzt die stärkste Oppositionskraft sei, was die Gruppe Moll mit schmerzvollem Raunen zur Kenntnis nimmt. Bei der Gruppe, die zwei Tribünen weiter dem Vortrag lauscht, klingt das Raunen ganz anders, fast ein wenig triumphierend. Dort drüben sitzen Bürgerinnen und Bürger, die ein AfD-Abgeordneter eingeladen hat. Die Erhabenheit des Bundestags gehört niemandem allein.

Nach dem Vortrag erschallt im weiten Foyer plötzlich ein Ruf: „Huhu, wie is et?“ Das ist die Abgeordnete Moll bei der Kontaktaufnahme mit ihrer Gruppe. Großes Hallo, dann wird Moll ein Handy gereicht, Videotelefonat mit Daheimgebliebenen: „Mooorgen!“ Im Raum A2 stehen ein Pult, ein Stuhl und ein Tisch. Claudia Moll setzt sich auf den Tisch. „Ja, wie is et?“

Andere Politiker würden jetzt erst mal das Dozieren anfangen, Moll antwortet einfach auf Fragen. Zum Beispiel die, ob sie mal so richtig über Jens Spahn schimpfen wolle. Moll: „Öffentlich nicht.“ Claudia Moll will offenbar ihren Teil dazu beitragen,

dass die Mitte hält. Corona treibt die Leute noch um, all die Eingriffe des Staates ins Privatleben der Bürger. Man könne die Entscheidungen von damals nur aus der Situation heraus verstehen, sagt Moll, die Ungewissheit, der Druck. Da hätten doch alle geschrien: „Die verdammte Politik, warum haben wir keine Masken? Alle anderen haben Masken! Eyyy!“ Jetzt hat sie Jens Spahn auch noch verteidigt.

Moll hat einen komplett entwaffnenden Umgang mit Dingen, die sie nicht weiß. Sie sitze jetzt im Verteidigungsausschuss, sagt sie, langsam komme sie voran mit den Uniformen und Rangabzeichen der Bundeswehr. Aber es sei noch nicht lange her, da habe sie im Hotel einen echten Admiral getroffen, der für sie jedoch aussah wie ein Musiker eines Spielmannszugs, weshalb sie ihn gefragt habe, wo denn heute der Auftritt sei. „Der hat gedacht, die Alte is aus‘m Irrenhaus.“

Auf Fragen, die sie nicht beantworten kann (juristische Basis der Grenzkontrollen) oder will (Taurus-Lieferung), sagt sie Dinge wie: „Bin ich nicht fit drin“, „Ich reich das nach“, ihr Fach sei halt die Gesundheitspolitik. Viele in der Gruppe Moll finden das hinreißend ehrlich, Einzelne auch enttäuschend. Aber wie hat jemand mal über Claudia Moll gesagt: Ein gutes Pferd springt nur so hoch, wie es muss.

Die Fragerunde legt plötzlich an Schärfe zu – allerdings an Schärfe unter den Fragestellern. Eine Frau von „Türöffner“ will wissen, wie Moll die – sinnwahrend verdichtet – überharte und rechtswidrige Migrationspolitik der Regierung Merz sehe. Ein Herr aus der Eifel schließt nahtlos die Frage an, ob es denn nun endlich mal vorangehe mit den Abschiebungen.

Claudia Moll klammert sich an jedes Stück Mitte, das sie zu fassen kriegt: „Politik besteht wie das ganze Leben nur aus Kompromissen.“ Die Demokratie sei „manchmal schwer auszuhalten“, und mancher Sachverhalt eben höchst komplex. Die wahre Gefahr seien die Populisten, die den Leuten das genaue Gegenteil einreden wollten: dass alles ganz einfach ist.

Innerhalb der Gruppe Moll entbrennt dann eine Diskussion darüber, wie schlimm es ist, dass in Eschweiler eines von zwei Schwimmbädern geschlossen bleibt. Schon schlimm, findet eine Frau mit Migrationshintergrund, dadurch fehle es an Schwimmkursen für Kinder. Na ja, sagt jemand aus der Eifel, das Schwimmen

beibringen, das erledige man doch eh am besten in der Familie. Türöffner: „Eine alleinerziehende Mutter tut sich da schwer.“ Eifel: „Aber eine Mutter wird doch mal eine Stunde Zeit haben, mit ihrem Kind schwimmen zu gehen.“

So ein Staat hat es auch nicht leicht, wenn die Erwartungen seiner Bürger derart unterschiedlich sind. Soweit man das überblickt, teilen alle im Raum den Wunsch, die AfD fernzuhalten von der Macht – bloß wie das geschehen soll, da gehen die Meinungen klaffend auseinander.

Einmal in dieser Stunde entschließt sich Claudia Moll zu einer Art pädagogischen Intervention. Sie breitet die Arme aus und schreit: „Wir haben Krieg, Leute! Kriiiieeg!“ Die volle Aufmerksamkeit ihres Publikums ist ihr jetzt sicher: „Die Welt brennt, und dafür, dass die Welt brennt, geht es uns verdammt gut.“ Sie höre oft nur, „der Staat muss dies, der Staat muss das“. Und jawohl, er müsse auch viel. Aber der Bürger müsse schon auch. „In China oder Nordkorea, da kümmert sich der Staat!“ Die hochgeachteten Stenografen des Bundestags würden dem Protokoll jetzt sicher einen Vermerk zur Stimmung im Raum hinzufügen: „ehrfürchtiges Schweigen“.

Dann raus an die Luft, auf die Dachterrasse unterhalb der Kuppel. Die Hauptstadt liegt ihnen zu Füßen, und das durchaus zu Recht, denn wenn irgendwer die Mahnung ihrer Namensgeberin bereits befolgt, die Dinge doch auch mal selbst in die Hand zu nehmen – dann ja wohl diese Gruppe Menschen.

Was immer da auf Deutschland zukomme, hat Pelin Yiğit gesagt, „wir werden kämpfen“. Die Krisen unserer Zeit bereiteten ihm schon auch Sorgen, hat Jochen Leyendecker gesagt, aber er sei überzeugt: „Wenn jeder seinen kleinen Kosmos pflegt, dann kriegen wir das hin.“

Die Gruppe Moll steigt mit gefestigter Zuversicht in den Zug von Berlin nach Hause. Und das Beste: Sie steigt mit dieser Zuversicht auch wieder aus. Die Bahn ist pünktlich auf die Minute.